

Zeitschrift: Regio Basiliensis : Basler Zeitschrift für Geographie
Herausgeber: Geographisch-Ethnologische Gesellschaft Basel ; Geographisches Institut der Universität Basel
Band: 31 (1990)
Heft: 3

Artikel: Volkskunde und Feldforschung : ein Fach, eine Erhebungsmethode und drei Berichte dazu
Autor: Schaltenbrand, Therese / Inauen, Roland
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1088727>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Volkskunde und Feldforschung

Ein Fach, eine Erhebungsmethode und drei Berichte dazu

Therese Schaltenbrand, Roland Inauen, Werner Bellwald

Zusammenfassung

Die Autoren stellen drei Varianten volkskundlicher Feldforschung vor und diskutieren sie. Während der erste Beitrag vor allem ein Plädoyer für mehr Kontinuität in der Feldforschung darstellt, behandelt der zweite das Erstellen von Quellen aufgrund von lebensgeschichtlichen Interviews und zeigt zudem Probleme im Umgang mit der Erinnerung auf. Im dritten Beitrag schliesslich wird das "klassische" Vorgehen im Feld mittels teilnehmender Beobachtung und qualitativer Interviews erörtert.

Etude du Folklore et recherches sur le terrain – une discipline, une de ses méthodes d'investigation, et trois rapports

Résumé

Présentation critique de trois variantes de recherches sur le terrain en matière d'étude du Folklore. Le premier rapport plaide pour une plus grande présence dans les recherches sur le terrain; le deuxième traite des sources d'investigations à partir d'interview sur des faits vécus, mais montre les problèmes que pose le maniement des souvenirs; le troisième évoque le procédé classique sur le terrain: observation et interview qualitatif.

Folklore and Field Research – A Discipline, A Research Method and Three Reports on It

Abstract

The authors discuss three kinds of field work in folklore. The first pleads for more continuity in field work. The second demonstrates how autobiographical interviews are used as sources and shows up the problems of memory. The third discusses the "classical" field work with participant observation and qualitative interviews.

Adresse der Autoren: Lic.phil. Therese Schaltenbrand, Kantonsmuseum Baselland, CH-4410 Liestal
Lic.phil. Roland Inauen, Rufacherstrasse 84, CH-4055 Basel
Lic.phil. Werner Bellwald, Seminar für Volkskunde, Augustinergasse 19, CH-4051 Basel

“Feldforschung” – Bemerkungen zum Thema

(WB) Der literarische Output in Sachen Feldforschung ist zu einer Industrie geworden, in deren unüberschaubarem Warenangebot wir weder mit Bestsellern noch mit Innovationen aufwarten können. Wir können aber zeigen, weshalb es einem alten Walliser Maskenschnitzer eigentlich gleichgültig ist, ob das “tschäggättun” noch stattfindet oder nicht, wie der Vergangenheit einer Baselbieter Arbeitersiedlung mit dem Tonband auf die Spur zu kommen ist und weshalb die Jugendlichen des Oberen Baselbiets ihre “Musikwünsche” vor allem in Basel befriedigen (müssen). Wir können ebenfalls aufzeigen, wie wir dies erfahren haben – und welche Einsichten dabei zu gewinnen waren.

Volkskunde kann und konnte, noch bevor sie im Zuge der “Sozialisierung” um 1970 in z.B. “Empirische Kulturwissenschaft” umbenannt wurde, nicht auf Feldforschung verzichten. Beginnend bei den im 19. Jahrhundert noch im Geiste der Romantik durchgeführten Sammlungen von Objekten oder Erzählstoffen, dann der Epoche der nationalen volkskundlichen Atlanten (hier wurde das Material im wesentlichen zwischen 1930 und 1960 zusammengetragen) bis hin zur sensiblen Erfassung aktueller Trends (beispielsweise Studien zum Wandel der Rituale) spielt das direkte Aufnahmeverfahren eine gewichtige Rolle. Doch wurde die (zwar als unerlässlich erkannte!) Erhebungsmethode lange Zeit kaum auf theoretischer Ebene thematisiert, weshalb Verfechter des desk research oder etwa der Empirischen Sozialforschung die weiche, qualitative Variante bis heute als unwissenschaftlich abtun möchten. Glücklicherweise hat sich die Volkskunde in den letzten zehn bis zwanzig Jahren intensiv und kritisch mit den methodischen und ideologischen Implikationen auseinandergesetzt und die Feldforschung – unter Berücksichtigung von früheren Forschungsergebnissen/Ergebnissen der Nachbardisziplinen – weiterentwickelt und verfeinert. Damit wurde nicht nur erfolgreich die weitere Verwendung der weichen Methode vertreten (und durch die Ergebnisse gerechtfertigt!), sondern in Hinsicht auf eine wissenschaftsgeschichtliche Selbstreflexion Arbeit geleistet, von der auch andere Disziplinen profitieren dürften...

Mit dem Wandel ihres Selbstverständnisses hat die Volkskunde mancherorts den Kanon (vermeintlich!) fossilisierter Fachtraditionen über Bord geworfen und Umbruch und Dynamik in Alltag und Fest der Vielen zum zentralen Gegenstand ihrer Forschung erhoben. In welcher graduellen Abstufung dieser Wandel an den verschiedenen Universitäten auch vollzogen wurde, die Notwendigkeit der Feldforschung blieb unbestritten, ihre Bedeutung wurde eher noch aufgewertet. In Basel werden Studentinnen und Studenten der Volkskunde bereits auf Proseminarstufe im Rahmen einer kleineren Untersuchung mit der Problematik vertraut gemacht. Zum Studiengang Volkskunde oder Völkerkunde im Hauptfach gehört auf Seminarstufe seit bald 20 Jahren ein dreiwöchiger Feldaufenthalt mit abschliessendem Bericht. Die interdisziplinäre Veranstaltung zwingt die studentischen Teilnehmerinnen und Teilnehmer geradezu zur Konfrontation mit elementarsten Problemen des Feldpraktikums und erfordert – gleich in welcher Disziplin – Antworten auf die Fragen nach der Identität des Faches und der Position der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in ihrem Tätigkeitsbereich und der Gesellschaft überhaupt.

Am Beispiel Feldforschung kristallisieren sich auch die unterschiedlichen Ausgangspositionen der beiden Nachbardisziplinen Volks- und Völkerkunde heraus. Der europäische Ethnologe als Feldforscher im eigenen Lande hat die eigene Kultur (allerdings in Variationen) zum Thema und wird sich bereits in der Phase der Materialgewinnung weitaus weniger als Fremder distanzieren können, als dies dem Ethnologen in Übersee möglich sein kann (oder konnte). Das Prinzip der gegenseitigen Forderungen (es handelt sich um die Ansprüche des Fragenden wie die des Befragten!) wird dem hierzulande Arbeitenden erst recht bei der Auswertung und Publikation seines Materials bewusst. D.h. er sieht sich ebenso auf die Probe gestellt wie sein Gegenüber, darf seine Ergebnisse nur unter Wahrung der Privatsphäre der Gewährsleute verwenden; mitunter müssen soziale Kompatibilität und Forderungen nach umfassender Veröffentlichung wissenschaftlichen Materials sorgsam gegeneinander abgewogen werden. Eine delikate Aufgabe, der sich Berufsvolkskundler etwa dadurch entzogen, dass sie (das ethnologische Procedere auf Europa übertragend) im benachbarten Ausland forschten und/oder fremdsprachig publizierten.

Abgesehen davon, dass das Eintauchen in eine fremde Welt für den Volkskundler nicht die übliche Untersuchungssituation darstellt, ist Feldforschung auch nicht die einzige Methode, die in der Volkskunde Anwendung findet. Vielmehr ist die Methodenvielfalt kennzeichnend für das Fach. Je nach Fragestellung ist man gezwungen, auch Archivalien, bildliche Darstellungen, akustische Quellen oder Objekte auszuwerten. Zu welchem Bild der Mosaikstein Feldforschung beitragen kann, mögen die geneigten Leserinnen und Leser in den folgenden Zeilen anhand von drei persönlichen Beiträgen erfahren.

Das Beispiel Oberwallis: Permanenz in der Feldforschung, Fastnachtsmasken und die Frage der Identität

Fast field...

(WB) Eigentlich sind mir Feldforscher suspekt. Unverhofft tauchen sie auf, nisten sich (mehr oder weniger angekündigt oder willkommen) im Raum einer sozialen Gruppe ein, wollen intensiv und tief "rangehn", um ebenso abrupt wieder das Feld zu räumen... Zugegeben, es muss sich nicht gleich so verhalten wie mit jenem (übrigens namhaften) deutschsprachigen Volkskundler, der zwecks Feldforschung jeweils ein Dienstauto mit Fahrer bestellte, um sich in ein Dorf chauffieren zu lassen, wo ihn der Bürgermeister an der Spitze der zu untersuchenden Brauchtumsgruppe offiziell empfing... Es muss auch nicht gleich so sein wie mit jenem fremdsprachigen Dissertanden, der den höchstalemannischen Dialekt in seinem Untersuchungsgebiet zwar nicht verstand, doch ungeachtet dessen eine Reihe von Tiefeninterviews durchführte... Die Liste ähnlich gelagerter Beispiele liesse sich beliebig verlängern, und als konsternierte Leserin oder Leser weiss man nicht recht, ob man nun lachen oder weinen soll...

Sicher lässt sich aufgrund einiger negativer Extrembeispiele nicht die gesamte Feldforschung als anekdotenhafter Exzess abqualifizieren. Doch unter dem Diktat des Zeitdrucks, welches hierzulande die Feldaufenthalte dem Rhythmus des Arbeitsalltages



Abb. 1 und 2 Andere Welten tun sich nicht augenblicklich auf, wenn der Feldforscher in touristisch überbeanspruchten Gebieten als einer von vielen auftaucht. Ob wir hinter die Kulissen der mitunter städtisch dimensionierten Wohngebäude zu blicken vermögen, ist mehr als eine Frage der Perspektive ...



angleicht, entstehen Berichte, die nicht selten mittels abgehobener Theorien über die Inflation sachlicher Zuverlässigkeit, fachlicher Tiefe und menschlicher Erfahrung hinwegzutäuschen versuchen. Wenn ich hier für eine Feldforschung als permanenten Prozess (statt dem Blitzbesuch eines Nachmittages) votiere, dann bin ich mir durchaus bewusst, dass Fachleute damit etwelche Mühe bekunden werden. Eine solche Art von Feldforschung fordert (auch zeitlich) mehr als den Berufsmann oder die Berufsfrau, fordert den Menschen, gerade ausserhalb der 40-Stunden-Woche (da die 40-Stunden-Woche bei Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern bis zu doppelt so lange sein kann, ist spätestens hier Gelegenheit gegeben, von Sachzwängen zu sprechen und keine Konsequenzen ziehen zu müssen).

Ein längerer oder wiederholter Aufenthalt könnte sich in einem ausgewählten Untersuchungsraum, als Dauereinsatz im Heimatort, dem regelmässigen Ferienziel, der Wahlbürgergemeinde oder der Domizilregion abspielen. Denkbar sind zeitlich und thema-

tisch konzentrierte Befragungen und Beobachtungen, aber auch Kontakte, die sich quasi nebenbei ergeben und langfristig tiefsschürfende Erfahrungen ermöglichen; mit dem alleinstehenden Rentner am Wirtshaustisch, dem Lehrling vor der Discothek, der Hausfrau im Dorfladen. Ich meine, dass auf diese Weise natürliche Gesprächssituatien ermöglicht, qualitativ bessere und thematisch vernetzte Resultate gewonnen werden. Doch wer nur wissenschaftlichem Erfolg zuliebe einen jovialen Umgang mit der Bevölkerung pflegt, mag die Schwelle aus dem Elfenbeinturm heraus besser nicht überschreiten. Nichts läge mir ferner, als der Instrumentalisierung “menschlichen Untersuchungsmaterials” das Wort (resp. die Methode) zu reden. Weitere Bedenken melden sich an: Dem Einzelgänger fehlt die sich gegenseitig potenzierende Kraft der Forschungsgruppe, die sich häufenden privaten Kontakte lassen sich nicht mehr zufriedenstellend bewältigen, gerade als Volkskundler wird man gerne in die Expertenrolle und damit unfreiwillig in die ungesunde Nähe der Volkstumspflege gedrängt. Mit zunehmender Vertrautheit schwindet auch die als nötig postulierte Distanz, infolge der Fixierung auf eine einzelne Region mangelt es an Vergleichsmöglichkeiten, die Resultate lassen sich nur schwer relativieren oder überprüfen und bewegen sich nicht selten im Grenzbereich zwischen (autobiographischer) Literatur und Wissenschaft.

Trotz der Gratwanderung (wer zu dieser Bergtour nicht aufbrechen will, wird auch im Morast der Ebene nicht die adäquate Methode beherrschen!) möchte ich entschieden für eine Feldforschung plädieren, die sich nicht unter dem Mantel der Objektivität vor den Herausforderungen drückt, die unsere soziale Kompetenz verlangen, vor den Fragen verkriecht, die unsere Stellungnahme erfordern. Es kann nicht nur darum gehen, weiterhin an andere heranzugehen, ohne diese in Zukunft auch an sich herankommen zu lassen. Das folgende Beispiel illustriert aber auch, wie sich hinter scheinbar banalen Vorgängen eine gesellschaftliche Problematik verborgen kann, wie sich der/die Feldforschende, vom ursprünglichen Thema abgedriftet, mit unerwarteten Fragestellungen konfrontiert sieht.

Maske und Identität.

Die Geschichte eines unbeabsichtigt induktiven Verfahrens.

Während eines mehrwöchigen Feldaufenthaltes führte ich 1987 in den vier Gemeinden des Lötschentales einige Dutzend Befragungen zu aktuellen und früheren Formen der Fastnacht durch. Erwartungsgemäss gehörten die Schnitzer der bekannten “Tschäggättä” (so werden die Holzmasken im örtlichen patois genannt) zu den interessantesten Gesprächspartnern. So galt ein Besuch auch dem gegen neunzig Jahre alten Maskenschnitzer Hilarus Ebener in Blatten; anhand von Fotografien musealer Stücke unterhielten wir uns über Technik und Typologie der Masken und betraten auch die Kammer, wo hie und da noch ein handgeschnitztes Exemplar die Werkbank verliess. Bei unseren Gesprächen über die Entwicklung des Brauchkomplexes Fastnacht, die ausser dem Objekt Maske auch das zur Fastnacht gehörende Theater, den Fastnachtstanz der Jugend oder das seit einiger Zeit aus verschiedenen Gründen im Rückgang befindliche “Tschäggattun” (Maskenlaufen) miteinschlossen, äusserte der alte Mann plötzlich: “Oh, ditz ischt mr nu glich, ob t Jungun tiänd tschäggättun wolld nid (oder nicht). Aber dasch nimä (nicht mehr) in ts Gmeihuis gand gan tanzun zi Fasnachtn, das chan ich nit verstaan!”. Zunächst aber war ich es, der nicht zu verstehen vermochte, wie einem Maskenschnitzer und früher aktiven Brauchtumsträger das im Abgang befindliche



Abb. 3 Lötschentaler Masken: Vordergründig wichtigste Stellvertreter nicht nur des Tales, sondern des ganzen Kantons, des Alpinen überhaupt. Dass sie im Identifikationsrepertoire der älteren einheimischen Generation gar keinen zentralen Platz einnehmen, entpuppt sich erst nach näherem Hinsehen und - hören.

Maskenlaufen gleichgültig, ein Fastnachtstanz aber zentral erscheinen konnte. Und noch etwas befremdete mich: So sehr die bisher von aussen an das Tal herangetragenen Theorien Maske und Identität pauschal und nahtlos gleichsetzten, so wenig zeigte sich davon etwas in den Gesprächen mit der älteren Generation einheimischer Gewährsleute. Im Gegenteil: Insbesondere die betagten Talbewohnerinnen konnten mit den Masken als Erinnerung an einen roh ausgeübten Brauch, unter dem sie ehedem zu leiden hatten, gleichviel anfangen wie etwa mit den stummen Objekten einer im Lokalmuseum zelebrierten, verschwundenen bergbäuerlichen Arbeitswelt, nämlich gar nichts!

Im Verlaufe weiterer Interviews geschah wiederholt folgendes: Die mit formalen Fragen nach der früheren Fastnacht beginnenden Gespräche thematisierten bald einmal die Dorfgemeinschaft der Zwischenkriegszeit; eine Zeit, die in der Regel als bessere, zufriedenere denn die jetzige charakterisiert wurde, selbst wenn man sich der materiellen Entbehrungen wie der sozialen Gegensätze zwischen armen und reichen Bauern ganz deutlich zu erinnern vermochte. Die innerhalb der Familie, im Kreise der Verwandtschaft oder Nachbarschaft, bei Gemeinwerken, Erwachsenenspielen, Dorftheatern oder eben anlässlich des gemeinsamen Fastnachtstanzes bewusst erlebte, konkret erfahrene Hilfe oder Gemeinschaft prägten den retrospektiven Gehalt individueller wie kollektiver Identität massgebend. So wundert es nicht, wenn nur kurz von der früheren Bewirtung Maskierter in den Privathäusern die Rede war, bloss nebenbei auf den heute üblichen Konsum in den Gasthäusern verwiesen wurde, um ausführlich den dieser Erscheinung zugrunde liegenden wirtschaftlichen und sozialen Wandel zu beschreiben. "... T Jungun im Dorf pchenn (kenne) ich chuim me... t Wuchun uis sind alli furt, ich bi viil alleinig... t Familinä sind zrschrissnu...". Nicht Maskentypen und Auftrittsfrequenzen früherer Fastnachten, sondern der sozioökonomische Wandel, der die Dorfschaft seit den 1950er Jahren auf den Kopf gestellt hat, und damit die augenblickliche Isolation und Einsamkeit meines Gegenübers waren plötzlich Gesprächsthema.

All das forderte, überforderte mich bisweilen – schliesslich wollte ich ja Material zur Entwicklung der lokalen Fastnacht erheben. Vieles begreife ich erst heute, zwei drei Jahre später, wo im Tal ein Altersheim eröffnet wird. Beim Porträtieren vertrauter und neuer Gesichter für die gleichzeitig zu eröffnende Ausstellung des Talmuseums über das Alter ergeben sich Gespräche, erlebe ich Situationen, die nicht einfach das Bild der Betagten in Lötschen schärfer zeichnen, sondern die erschüttern, betroffen machen und jenen Vorstellungen spotten, die die Tragik eines Lebensabschnittes in Form von zu Beton gewordenen Bundessubventionen zu beheben vermeinen. Wer für die Bedürfnisse des Alters Akzeptanz fordert, sich dafür ausspricht, ältere Menschen in der ihnen vertrauten Umgebung zu belassen, steht schnell im Gegensatz zu lokalen “Grössen”, die die Bau- und Finanzkommission des Altersheims stellen. Es ist viel gewonnen, wenn sich das Konfliktpotential in Richtung Konsensfindung wenden lässt. So galt es in unserem Falle darauf hinzuweisen, dass finanzschwache Berggemeinden anstelle kosten- und personalintensiver Altersheime besser daran täten, die Modelle der Spitex (spitalexterne Pflege) zu übernehmen und in den verwandtschaftlich wie vereinsmässig stark vernetzten Gemeinden Mahlzeitendienste oder Hauspflege einzurichten; eine Lösung, die nicht nur in finanzieller, sondern auch menschlicher Hinsicht vorteilhafter wäre.

Dieses Beispiel soll nicht als Postulat für die universitäre Heranzüchtung von Spezialisten mit fachspezifischen Kompetenzbereichen missverstanden werden. Auch die Freiräume, die wissenschaftliches Arbeiten unbestreitbar benötigt, sollen nicht Abstriche erfahren. Ferner besteht die Möglichkeit, dass der von aussen einen Blick auf das “Feld” Werfende das dem Insider Selbstverständliche, ich meine nicht Auffallende, produktiv zu hinterfragen vermag, dass der permanente Wissenschaftsbetrieb die diskursive Verarbeitung punktueller, fragmentarischer Eindrücke nicht bloss verträgt, sondern sogar benötigt. Es ging mir aber darum, kurz und konkret aufzuzeigen, wie Kontinuität in der Feldforschung zu umfassenderen Einsichten führen kann, im Sinne einer emanzipatorischen Wissenschaft auch zu einem sozialen Engagement führen darf. Denn je vehemente wir uns unter dem Vorwand vermeintlicher Wertfreiheit von einer gesellschaftlichen Relevanz unserer Tätigkeit zu distanzieren trachten, desto mittelbarer wird uns die Realität (nicht nur im Falle des erwähnten Altersbeispiels!) à la longue von verschiedenen Seiten her einholen...

Das “Feld” in der Vergangenheit: Erinnerungen ans Leben in der ehemaligen Arbeitersiedlung Schöenthal

(TS) “Also im Schöenthal, das sagen heute auch meine Kinder, im Schöenthal war’s am schönsten.” Frau M. lächelt versonnen vor sich hin. Wir sitzen einander in der Stube gegenüber, der Kachelofen verbreitet eine behagliche Wärme. Nostalgie? Zwischen uns steht das Mikrophon, von meiner Informantin wenig beachtet. Sie erzählt aus ihrem Leben, d. h. vom Leben im Schöenthal und von der Arbeit in der Floretspinnerei Ringwald AG.



Abb. 4 Blick auf das heutige Schöntal mit Wohnblocks und Einkaufszentrum

Die Lebensweise in der Arbeitersiedlung Schöntal war das Thema meiner Lizentiatsarbeit. Die Quellenlage zur Siedlung und zum Leben derer Bewohnerinnen und Bewohner ist erwartungsgemäss dürftig. Das ehemalige Schöntal wurde in den 1960er Jahren überbaut und existiert heute vorwiegend noch in alten Plänen, auf Fotos und in der Erinnerung. Um dennoch Informationen über den Alltag im Schöntal zu gewinnen, wurden mit Hilfe der einstigen Bewohnerinnen und Bewohner neue Quellen erstellt: Und zwar habe ich an die noch lebenden ehemaligen Schöntalerinnen und Schöntaler Fragebogen verschickt und mit einzelnen von ihnen lebensgeschichtliche Interviews geführt. Da meine Fragestellung mehr auf erinnerte Vergangenheit als auf mitverfolgte Gegenwart abzielte, habe ich die Informantinnen und Informanten mit dem Tonbandgerät "heimgesucht". Die Ausgangslage zum "Eindringen ins Feld" war mit diesem technischen Hilfsmittel dieselbe wie in oben erwähnter eher traditionell volkskundlicher Feldforschung. Auch hier traten die von Lindner beschriebenen "Ängste des Forschers vor dem Feld" auf, als "Ausdruck von dem Bild, das sich der Forscher von dem Bild macht, das sich die designierten Forschungsobjekte vom Forscher machen". Auch hier beeinflussten gegenseitige Sympathie und Vertrauen zwischen Interviewerin und Informantinnen bzw. Informanten die Ergebnisse grundlegend. Fragestellungen wie: Wer spielt welche Rolle? Begegne ich den Informantinnen und Informanten als Frau, als Wissenschaftlerin oder als Einheimische, somit Dazugehörige? Erzählen die Informantinnen und Informanten mir oder der abstrakten Wissenschaft oder einem imaginären Zielpublikum? waren bei dieser Art von biographisch ausgerichteter Befragung genauso zentral. Erfahrungsgemäss war jeweils nach spätestens zwei Interview-Sitzungen die Grenze erreicht, wo die Befragten nicht mehr erfreut waren über ihre Erinnerungsgabe, sondern einerseits frustriert über die Beschränktheit ihres Gedächtnisses und andererseits enttäuscht über die – wie sie meinten – geringe wissenschaftliche Relevanz der eigenen Biographie. Permanenz spielte hier keine Rolle.

A propos Gedächtnis: Es empfieilt sich, Erinnerungsinterviews (verstanden als zweiseitige Kommunikation) auf Band aufzuzeichnen und möglichst vollständig zu transkribieren. Nur so sind sie kritisierbar und können später wieder (evt. auch von anderen Forscherinnen und Forschern mit neuen Fragestellungen) als Quellen verwendet werden.

Meine Transkripte waren für mich beispielsweise unentbehrlich, als ich mich nachträglich intensiver mit dem Problem des Erinnerungsprozesses auseinanderzusetzen begann: Ein wichtiger Aspekt, der allzu leicht vernachlässigt wird. Objektive Erinnerung gibt es bekanntlich nicht. Das bedeutete für meine Arbeit konkret, dass ich kein Bild vom Schöenthal, wie es real existiert hatte, nachzeichnen konnte, sondern nur eines, wie es mir – durch die Erinnerung verändert – von den Informantinnen und Informanten präsentiert wurde. Und deren m. E. allzu positive Pauschal-Bewertung des Lebens in der Siedlung machte mich skeptisch: Die “schöne Zeit” im Schöenthal – von vielen so betitelt – war sie wirklich so schön? Schimmert in den Erzählungen nicht real erlebte Mühsal durch die “nostalgische Verklärung”? Mit Hilfe der Transkripte versuchte ich die Ursachen für eine derart positive Darstellung der Vergangenheit durch die Bewohnerinnen und Bewohner des Schöthals zu ergründen. Da Erinnerungen nie statisch sind, sondern im Gegenteil von der gegenwärtigen Situation der Erinnernden aus immer aufs Neue gedeutet werden, mussten dabei sowohl zeitlich zurückliegende als auch heutige Faktoren berücksichtigt werden.

Die Beschreibungen der vergangenen Zeiten im Schöenthal beinhalteten teils negative, teils positive Elemente. Einerseits erzählten die Befragten von harter, monotoner Arbeit, von langen Arbeitszeiten, die Freizeit und Vergnügungen stark einschränkten, und von der stets präsenten Dominanz der Fabrik. Andrerseits wurden aber als besonders typisch und prägend für die Siedlung sozialpsychologische Faktoren erwähnt, die das Leben lebenswert machten: Spannungen aus sozialen Differenzen kannte man im Schöenthal nicht, gegenseitige Hilfeleistungen waren selbstverständlich, der Zusammenhalt war gross, die Wohnkonstanz erstaunlich.

Diese Erinnerungen sind mitgeprägt von der Zeit des Wandels, d. h. von der abrupten Schliessung der Fabrik und den damit verbundenen baulichen Veränderungen des Schöthals: Mit der Umwandlung von Gärten und Mehrfamilienhäusern in Wohnblocks mit einem überdimensionierten Einkaufszentrum, mit Strassen und Parkplätzen, hielten Anonymität, Konsum und Umweltverschmutzung Einzug in den einst geschlossenen Mikro-Kosmos. Die Informantinnen und Informanten trauern der “einfachen Zeit” nach, obwohl sie den heutigen Komfort und die nun befriedigendere Arbeit begrüssen.

Ausser den hier beschriebenen – den Interviews entnommenen – Faktoren werden auch subtilere, nicht explizit ausgesprochene die Erinnerung beeinflusst haben. (Und damit wird die Feldforschung wieder theorieorientiert..) Erwähnt sei z. B. die menschliche Eigenschaft, die persönliche Vergangenheit in einen Sinnzusammenhang zu stellen, welcher das Gelesene rechtfertigt. Tendenziell wird rückblickend nicht ein Lebensabschnitt oder sogar das ganze Leben in Frage gestellt, sondern eher das Positive aus der “guten alten Zeit” bewahrt, Negatives aber verdrängt und vergessen. Erinnerungen können ebenfalls im Austausch mit Mitbetroffenen verändert und/oder als kollektives Gedächtnis fixiert werden. Letzteres ist etwa bei den seit einigen Jahren im

heutigen Schönthal regelmässig veranstalteten Treffen der ehemaligen Schönthalerinnen und Schönthaler zu beobachten. Diese Zusammenkünfte, vom Heimweh nach dem einstigen Schönthal geprägt, erfreuen sich grosser Beliebtheit.

Die Vergangenheit des Schönthals wieder aufleben zu lassen wäre für mich als Nicht-Schönthalerin unmöglich gewesen: Ohne die Mitarbeit von oben erwähnter Frau M. (und natürlich auch von allen anderen Informantinnen und Informanten) und ohne die zusätzliche Erstellung von Quellen mit Hilfe des Tonbandgerätes hätte höchstens ein kurzer Bericht über Lage und Grösse der Fabrik und der Wohnsiedlung, deren wirtschaftlich bedingten Niedergang, evtl. auch über Kanalrevisionen im Schönthal und Aktivitäten im Vereinshaus geschrieben werden können, auf keinen Fall aber eine Studie zur Arbeiterkultur.

Das “Feld” im Festzelt – Ein Feldforschungsprojekt zum Thema populäre Musik und Identität

(RI) “Ein Jahr lang als beobachtender Teilnehmer von Fest zu Fest: Das muss ein herrlicher Job sein!” “Und das nennt man Wissenschaft!” “Und so etwas wird vom Schweizerischen Nationalfonds finanziert, von uns Steuerzahlern?”

Solche und ähnliche Bemerkungen musste ich mir im Laufe der Feldforschungsphase, die sich über das ganze Jahr 1989 erstreckte, ab und zu gefallen lassen. Abgesehen davon, dass ich nur die allerwenigsten Anlässe auch aus persönlichem Interesse besucht hätte, stellte der Nacht- und Wochenend-Einsatz im Festzelt oder in einem rauchig-stinkigen Festsaal eine grosse, auch körperliche Beanspruchung dar. Neben den Tonaufnahmen mussten gleichzeitig Bildaufnahmen realisiert werden; parallel dazu galt es das Geschehen auf der Bühne zu protokollieren; im Anschluss an das Hauptprogramm ging die oft beschwerliche “Jagd” nach Interviewpartnerinnen und -partnern los.

Welche Erkenntnisinteressen trieben uns von Festzelt zu Festzelt, von Mehrzweckhalle zu Mehrzweckhalle?

Das Seminar für Volkskunde, Basel (Leitung: Prof.Dr. Christine Burckhardt-Seebass), beteiligte sich zusammen mit dem Musikwissenschaftlichen Seminar der Universität Zürich (Leitung: Prof.Dr. Ernst Lichtenhahn) mit dem Teilprojekt “Die populäre Liedkultur der Schweiz und ihr Beitrag zur Identität und kulturellen Vielfalt” am umfangreichen Nationalen Forschungsprogramm 21 “Kulturelle Vielfalt und nationale Identität”. Den Hauptteil dieses Forschungsprojekts bildete eine punktuelle empirische Untersuchung (Feldforschung) des regionalen musikkulturellen Lebens. Dazu wurden von drei Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in vier Untersuchungsgebieten bzw. Städten (Kanton Nidwalden, Bezirk Sissach BL, Lugano und La Chaux-de-Fonds) je zehn repräsentative offizielle Anlässe, an denen sich der Umgang mit gesungener Musik am unmittelbarsten realisiert, ausgewählt und dokumentiert. Zu dieser Dokumentation gehörten Befragungen (nach einem gemeinsam erarbeiteten Leitfaden) von Ausführenden, Zuhörenden und Organisatoren. Bei diesem, in der Volkskunde wohl geläufigsten methodischen Vorgehen, handelte es sich also um eine Mischung von teilnehmender

Beobachtung und qualitativen Interviews. Dabei erscheint der Feldforscher nur punktuell und mit einer eng begrenzten Fragestellung im Feld. Den Grossteil der ihm zur Verfügung stehenden Zeit verbringt er damit, dass er das Geschehen in seinem Untersuchungsgebiet aus Distanz mitverfolgt, seine gesammelten Materialien auswertet und gezielt neue Einsätze vorbereitet.

Im Mittelpunkt unserer Untersuchung stand der Mensch, der mit Musik umgeht (und dazu gehört auch das Hören von Musik). Aesthetische Kategorien wie die "Kunst" des Jodelns oder des volkstümlichen Schlagers haben uns nur am Rande interessiert, mehr dafür die Frage nach der "versteckten Funktionalität" (Köstlin 1974, 49), nach dem "Gewinn", den der Umgang mit gesungener Musik dem Einzelnen und der Gruppe bringt.

Dieser Gewinn kann ohne Zweifel komplexer und sehr unterschiedlicher Art sein; dass die gemeinschaftsbildende Potenz (die vor allem im konkreten Anlass auch Musiker mit Hörern verbindet) dabei aber besonders gross ist, wird kaum jemand bezweifeln. Diese kann kollektive ebenso wie gerade in dieser sich realisierende individuelle *Identität stiften*, kann den Einzelnen mit seiner Umgebung wahrhaft in Einklang bringen, hat also eine psychologische wie eine soziale wie auch eine räumliche Dimension. Um diese "Umgebungs-Identität" ging es uns im besonderen: war sie unpersönlich-internationaler Art, nur durch das Bewusstsein anonymen, aber tausendfachen gleichzeitigen Hörens bestimmt, oder intensiver im überschaubaren lokalen Rahmen (dem in der auf Gemeindesouveränität gründenden Schweiz immer auch ein Hauch nationaler Identität anhaftet), oder konnte sie konfliktlos in unterschiedlichen "Räumen" (und Stilen) erlebt werden?

Es würde zu weit führen, an dieser Stelle mit Resultaten aus unserer einjährigen Forschungsarbeit aufzuwarten. Einige "Müsterchen" von meiner Arbeit im Feld bzw. im Festzelt seien hier aber dennoch angeführt.



Abb. 5 Jodlerclub "Alpina Cheerli", Wolfenschiessen.

Ich war für die beiden Untersuchungsgebiete Bezirk Sissach und Kanton Nidwalden zuständig. Die zwanzig Anlässe, die ich in beiden Gebieten zusammen aufgenommen habe, bilden einen Querschnitt durch das ganze Spektrum der dortigen populären Musikszene. Ich war u.a. Gast an Chortreffen, an Jodlerabenden, an Rock- und Blueskonzerten, an einer Alterschilbi, an Seenachtsfesten, an einem Weltmeisterempfang, an einem Abfall-Fest etc.

Neben der Arbeit im Feld galt es, anhand verschiedener lokaler Presseerzeugnisse, das musikkulturelle, aber auch das politische Leben der betreffenden Gebiete zu beobachten und zu dokumentieren, dies nicht zuletzt deshalb, weil es sich als unumgänglich erwies, auf dem Laufenden zu sein, um in den Interviews "mithören" bzw. nötigenfalls "mitreden" zu können.

So findet der Präsident des Alpina Cheerli (Jodelclub), Wolfenschiessen, dass die Jodler nicht politisieren sollten, sonst sei der Friede und die Kameradschaft gefährdet. Diese Aussage, die man als typisch für einen zur Idyllisierung neigenden Jodler bezeichnen könnte, bekommt ein ganz anderes Gewicht, wenn man weiss, dass die Bevölkerung des Dorfes Wolfenschiessen wegen des geplanten Endlagers für radioaktive Abfälle in ihrer Gemeinde (am Wellenberg) in zwei einander misstrauisch gegenüberstehende Lager von Nagra-Befürwortern und -Gegnern gespalten ist. Der tiefe Riss dürfte auch quer durch den einheimischen Jodelchor gehen, obwohl dies nie ausdrücklich gesagt wurde. Die stille Uebereinkunft, während des Zusammenseins im Chor die Fehde zu vergessen, ist m.E. ein Muster schweizerischer Konfliktbewältigung, welche nicht zuletzt in den unzähligen Vereinen geübt wird. Möglicherweise trägt gerade diese Art der Konsensfindung nicht unwesentlich zum Identitätsempfinden der Betreffenden bei.

Verschiedene Gespräche mit Gewährsleuten im Raume Sissach begannen harmlos mit dem Thema Musik und deren Bedeutung für sie und endeten, sobald das Thema Heimat gestreift wurde, oftmals mit heftigen Ausbrüchen der Wut und der Angst zum Thema Umwelt und Verkehr und im speziellen zur geplanten Linienführung der "Bahn 2000", die das Ergolztal zwischen Liestal und Sissach endgültig zu einer Verkehrswüste machen würde. Angesichts solcher Voten der Angst musste das weitere "Abhaken" des vorgefassten Fragebogens entfallen; es galt einzig und allein zuzuhören. Der "Gewinn" daraus war ein doppelter: Erstens fühlte sich das Gegenüber verstanden und ernst genommen, und zweitens vermittelten diese Manifestationen der Betroffenheit und Bedrohung einen sehr direkten Einblick in den "Zustand der Identität" der Befragten.

Ein Engagement ganz anderer Art forderte der Besuch an einem Rockkonzert einer Nachwuchsgruppe in Gelterkinden. Abgesehen davon, dass die jungen Rockmusiker nur schwer davon zu überzeugen waren, dass es sich bei meiner Person nicht um einen Manager einer Plattenfirma handelte, der ihnen in Kürze einen Plattenvertrag verschaffen konnte, bestürmten mich im Anschluss an das Konzert die jugendlichen Konzertbesucher und Veranstalter, welche es kaum glauben konnten, dass sich jemand für sie interessierte, mit ihren Frustrationen und Wünschen.

In der Tat bestehen im Oberen Baselbiet, was die Jugend- und Alternativmusikkultur betrifft, prekäre Zustände. In unerklärlichem Gegensatz zum blühenden Jugendmusikschulwesen existiert im betreffenden Gebiet praktisch keine Rockmusik-Szene. Mit andern Worten: die angeblich zahlreichen einheimischen Rockmusiker haben weder die

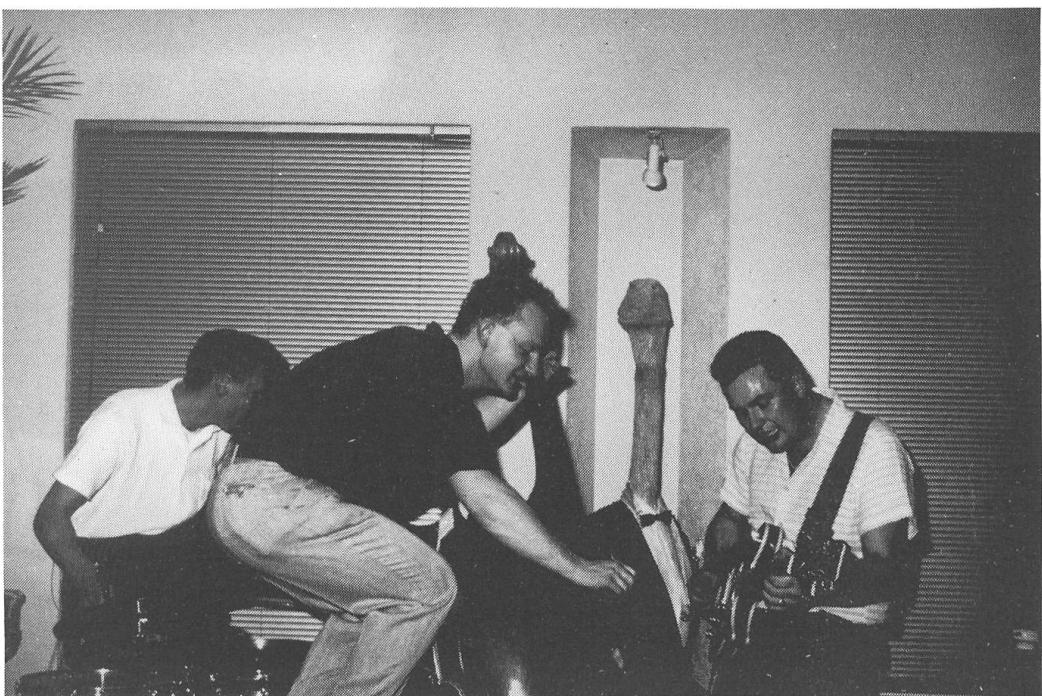


Abb. 6 "The Hound Dogs" (Basel) in action. Aufnahme von einem Rockkonzert in Gelterkinden – ein sehr seltenes Ereignis im Bezirk Sissach.

Möglichkeit, in ihrer eigenen Region aufzutreten, noch finden im Untersuchungsgebiet genügend Konzerte mit auswärtigen Musikgruppen statt. So konnten 1989 im Bezirk Sissach ganze sieben Rock- und Popkonzerte gezählt werden, während im vergleichbaren Gebiet des Kantons Nidwalden 45 derartige Anlässe stattfanden. Zudem bestehen in Nidwalden in praktisch jeder grösseren Gemeinde von der öffentlichen Hand subventionierte Jugendhäuser, in welchen regelmässig Disco-Veranstaltungen, Konzerte und andere jugendkulturelle Veranstaltungen stattfinden. Der Hauptort Stans verfügt ferner mit dem "Chäslager", einem genossenschaftlich geführten Kulturzentrum (Kleintheater, Konzertsaal, Galerie), über ein einmaliges Musikangebot, das von klassischer und experimenteller Musik bis zu Jazz und Rock reicht. Von ähnlichen jugendkulturellen Infrastruktureinrichtungen fehlt im Bezirk Sissach jede Spur. Aus was für Gründen auch immer bleiben die nötigen und durchaus vorhandenen Räumlichkeiten (Turnhallen, Schulhäuser, Gemeindesaale etc.) für die Jugendlichen verschlossen.

Als Konsequenz davon erfolgt eine massive Abwanderung eines grossen Teils der "Sissacher" Jugendlichen in die Unterhaltungsmetropole Basel. Allerdings bestehen dort infolge höherer Qualitätsansprüche relativ selten Auftrittsmöglichkeiten für Nachwuchsbands aus der Region. Die Reaktionen der betroffenen Jugendlichen, denen ich im Laufe der Feldforschung begegnet bin, glichen sich immer wieder und variierten zwischen Unverständnis, Zorn und Resignation. Als einziger Ausweg bleibt ihnen die wöchentliche Fahrt nach Basel, allerdings nur als Zuhörer und Konsumenten. Dass sie unter den gegebenen Umständen gegenüber dem Gemeinwesen eine reservierte, wenn nicht gar ablehnende Haltung einnehmen, überrascht niemanden. Es ist zu hoffen, dass das neue Baselbieter Kulturförderungskonzept in diesem Kultursegment eine spürbare Verbesserung der Zustände bewirken wird.

An jenem Abend in Gelterkinden musste ich den aufgebrachten Jugendlichen versprechen, dass ich mich mit den mir zur Verfügung stehenden Mitteln für sie und ihre berechtigten Anliegen einsetzen würde, was ich selbstverständlich gerne getan habe und auch weiterhin zu tun gedenke – u.a. auch durch das Publikmachen der Missstände in der “Regio Basiliensis”...

Literatur

- Brednich R.-W. (Hrsg.) 1982. *Lebenslauf und Lebenszusammenhang*. Tagungsbericht des DGV-Kongresses in Freiburg. Darin:
- Geiger K.F. *Probleme des biographischen Interviews*. 154ff.
 - Lehmann A. *Leitlinien des lebensgeschichtlichen Erzählens*. 71ff.
 - Sauermann D. *Gedanken zur Dialogstruktur wissenschaftlicher Befragungen*. 145ff.
- Jeggle U. 1984. Zur Geschichte der Feldforschung. Jeggle U. (Hg.) 1984. *Feldforschung. Qualitative Methoden in der Kulturanalyse*. Tübingen. 11ff.
- Köstlin K. 1974. Ästhetische Kategorie und soziale Bewertung. Schön und hässlich in der Musik und gut und böse in der Gesellschaft. In: *Soziale Implikation – ein Aspekt der Volksmusikforschung*, 43ff. Neuss.
- Lindner R. 1981. Die Angst des Forschers vor dem Feld. *Zeitschrift für Volkskunde*, 51ff.
- Tagungsbericht des DGV-Kongresses 1989 in Göttingen. “Erinnern und Vergessen”. (erscheint voraussichtlich Herbst 1990)